

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 34 (1940)
Heft: 8

Artikel: Eine Fahrt ins Blaue : ein Aprilrätsel
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung und Unterhaltung

Eine Fahrt ins Blaue. Ein Aprilrätsel.

Unser liebes Schweizerhaus hat viele Stuben. Da ist das schöne Berner-Oberland: Die Visitenstube = das Besuchszimmer. Aber da ist auch der untere Tessin: Die Sonnenstube. Und reist man durch das frohmütige Appenzellerland, so denkt man: Das ist unsere Laube. Und so bin ich kürzlich wieder einmal in einer mir bisher unbekannten Stube gewesen. Die brave Bundesbahn führt uns gerade bis vor die Stubentür. Und diese Stubentür ist ein großes Dorf, schon mehr ein Städtchen. Und durch dieses Städtchen zieht ein großer Fluß. Hoch über diesem Fluß ist eine stattliche Burg. Die steht auf kräftigem Felsen und guckt weit aus dem Tal ins weite Mittelland hinaus. Der Fluß war ganz klargrün. Aber manchmal kommt er schmutzig daher. Sein breites Bett ist voll Geschiebe. Man merkt, daß er recht wild sein kann. Da mußte ich aussteigen. Das Talbähnchen hat einen eigenen Bahnhof. Der Schmalspurzug fährt nicht bis zur Bundesbahn. Nun wollte ich in das Züglein steigen in den hintersten Wagen. Aber der war geschlossen. Andere Fahrgäste probierten es beim nächsten Wagen. Auch der war nicht zu öffnen. Nur ganz vorn bei der elektrischen Lok waren zwei Wagen geöffnet. Und da mußte alles hinein: Einheimische und Fremde. Aha! Da will man sparen! So saßen wir gemütlich alle zusammengedrängt in einem Wagen. Neben mir ein Basler Soldat, der in dieses Tal einrücken mußte. Mir gegenüber aber ein urchiger Einheimischer: Ein wetterhartes Bäuerlein. Der hatte ein Gesicht, wie wenn es aus Tannenrinde geschnitzt worden wäre. Aber aus diesem Gesicht guckten mich zwei schwarze Bergfirschen-Augen an. Er musterte mich von oben bis unten. Seinen runden Hut trug er auf dem Kopf, wie wenn der dort angewachsen wäre. Sein Kittel und seine Hosen waren aus festem schwerem Bauerntuch, braun wie die Ackererde. Schräg gegenüber saß eine wahrschafte Bäuerin. Die hatte ihre liebe Not mit zwei kleinen Kindern. Sonst aber waren es fast nur Bauern, alle in den schweren, steifen Kitteln; wie wenn sie eine Uniform an hätten. Reden hörte man nicht viel. Dafür qualmten

sie aus ihren Pfeifen, daß es eine Art hatte. Das fröhliche Bähnchen fuhr mit uns zuerst durch ein weites Tal. Da gab's stattliche Ortschaften. Nach und nach sah man wie die Höhen näher gegen das Tal rückten. „Es sieht fast so aus, wie wenn man durchs badische Wiesental fahren würde“, sagte ich zu meinem Basler Soldaten. Bald entdeckten wir oben weit verstreut stattliche Heimwesen. Bauernhöfe, in denen jeder wie ein König schaltet und waltet. Im Hauptort des Tales stieg ich aus. Es war Markttag. Das ganze Züglein leerte sich da. Und nun war ich mitten unter diesen Bauern drin. Langsam, gemächlich schreiten diese Männer mit den Händen in den Hosensäcken auf der geteerten Straße. Den Regenschirm haben einige ganz Schlaue hinten beim Hosenband an der Schnalle aufgehängt. So baumelt er unter dem Kittel hervor wie ein steifer Schwanz. Und der Meister kann seine Hände im Hosensack behalten. So stehen etwa zehn Männer um ein Pferd. Gucken es an von allen Seiten. Es ist, wie wenn sie unter die Haut sehen könnten. So mustern sie das Tier mit Fachkenntnis. Andere stehen um einen Marktstand. Gelassen hören sie zu, was der Händler mit lauter Stimme und vielen Gebärden anpreist. Sie regen keine Hand, sprechen kein Wort, nur die Pfeife raucht. Ab und zu geht einer ein paar Schritte weiter, langsam, wie wenn er über Ackerfurchen schreiten würde. Sie haben Zeit. Es ist, wie wenn in dieser Bauernstube die Zeit langsamer gehen würde. Diese Bauern rechnen nicht mit Sekunden. Ich möchte sie einmal bei der schweren Arbeit sehen. Da ruhen die Hände nicht im Sack. Aber am Markttag haben die Bauernhände Feiertag. Da arbeiten nur die Augen und das Hirn, der Verstand.

Ich ging in das Gasthaus des Hauptortes. Es ist ein behäbiges Haus. Weit ausladend ist das Dach. Ich möchte etwas zu Mittag essen. Man schickt mich in die eigentliche Eckstube. Alle Tische sauber gedeckt. Aber nicht nur für fremde Herrschaften. An einem Nebentisch sitzen hohe Offiziere: Obersten und Majore. Am andern Nebentisch städtisch gekleidete Herren: Fürsprecher, Beamte. Und dicht dabei Soldaten, Bauern, Handwerker, wie sie gerade herein gekommen sind. Neben mir hat sich ein altes Fraueli hingesetzt. Es freut sich bei Sauerkraut und Speck.

Da setzt sich ein Händler zu mir, die Werk-

tags=Arbeitschürze umgebunden. Dort setzt sich ein breitschultriger Metzger an den Platz, dort ein flinker, fremder Reisender. Alle werden mit dem selben Anstand bedient: Der Oberst wie der Händler, der Reisende wie der Beamte. Man ist mitten drin im Schweizerland. Niemand schwätzt vom Krieg. Diese Leute sind nicht nervös. Alles geht geruhsam. Wir sind eben mitten in einer unserer großen Bauernstuben unseres Schweizerhauses. Wer kann mir sagen, wo ich gewesen bin? Ratet einmal.

—mm—

Etwas über Evakuation.

In den letzten Tagen hört man auch in der Schweiz viel reden von Evakuation. Evakuation heißt Ausräumung. Was will man ausräumen? Wir räumen eine Stube aus, wenn wir alle Möbel ausräumen. Dann ist die Stube leer. Man kann sie dann gut putzen. Wenn man auszieht, räumt man eine ganze Wohnung, ein ganzes Haus. So entsteht ein Vakuum, ein leerer Raum. Finnland muß nach dem Frieden die karelische Halbinsel evakuieren = ausräumen. Das heißt: Alle Finnen, die dort in den Dörfern und Städten wohnten, müssen ihre Häuser verlassen und können nur die Fahrhabe und das Vieh mitnehmen. Am Anfang dieses unseligen Krieges mußten auch die Elsäßer bei Basel ihre Heimat verlassen. So ist das Ober-Elsaß ohne Wohnbevölkerung. Und nun hört man das Wort auch in der Schweiz. Hat denn die Schweiz Krieg? O nein. Die Regierungen in der Schweiz wollen die Leute nur vorbereiten auf eine Gefahr, die eintreten könnte. Wenn zum Beispiel bei Basel die Deutschen und die Franzosen gegeneinander kämpfen würden, so kann es vorkommen, daß Kugeln, Bomben auch auf Schweizergebiet fallen. Das ist schon vorgekommen. Fallende Geschosse haben schon einmal zwei Frauen in Klein-Hüningen schwer verletzt. Wenn das nun aber jeden Tag vorkäme, wäre es nicht mehr gemächlich, an der Grenze zu wohnen. Ein Krieg ist eben kein Theater, bei dem man nur zuschauen kann. Darum will die Regierung jetzt schon vorsorgen.

Es gibt drei Arten von Abwanderung. Da ist zuerst die freiwillige Abwanderung. Die ist zulässig. Wer Angst hat, darf auf eigene Kosten die gefährliche Kriegsgrenze ver-

lassen. Er darf bei Verwandten wohnen oder er darf sich ein Zimmer mieten. Aber er muß es selbst bezahlen. Er darf dann auch Lebensmittel und was er sonst braucht, mitnehmen. Das können aber nur Leute, die viel Geld haben und privat leben. Alle Männer, die militärisch eingeteilt sind, auch im Hilfsdienst, dürfen den Wohnort nicht verlassen, auch nicht im Kriegsfall. Ebenso auch müssen die Behörden und Beamten bleiben, bis der General den Abmarsch befiehlt.

In Basel gibt es nun aber auch eine Zivil-Evakuation. Das ist die freiwillige Abwanderung für Unvermögende. Das sind die Leute, die nicht ein Zimmer mieten können im Inland, weil sie kein Geld verdienen oder kein Vermögen haben. Und da dürfen auf die Mithilfe des Staates aber nur die Männer gehen, die 70 Jahre alt sind und die Frauen, die 65 Jahre alt sind. Dann aber auch Gebrechliche, Krüppel, Blinde, Taubstumme, Lahme. Taubstumme aber, die im Hilfsdienst eingeteilt sind, dürfen nicht mit. Die sind gleichgestellt wie die Soldaten und stehen unter Militärbefehl. Abwandern dürfen auch Frauen, die Kinder erwarten, Mütter mit unerwachsenen Kindern. Diese Leute bekommen eine Karte zugestellt mit einer Nummer. Die Nummer bedeutet den Zufluchtsort. Wer mit Hilfe des Staates abwandert, der muß warten, bis er abgeholt wird. Er muß aber daheim alles zur Abreise vorbereiten. Er muß einen Rucksack haben. Er darf aber nur so viel Kleider und Wäsche und Lebensmittel mitnehmen, als er gut tragen kann. 30 kg ist erlaubt, nicht mehr. Auch muß er alles Geld und alle Wertsachen, Sparkassenbüchlein, Wertschriften mitnehmen und Lebensmittel für drei Tage. Wohin er kommt, weiß er nicht. Das besorgt die Zivil-Evakuation. Ich weiß nicht, ob diese Abwanderung auch in der übrigen Schweiz vorgesehen ist.

Die dritte Art Abwanderung ist die Zwangsevakuation. Diese wird befohlen durch das Militär. Bei dieser Abwanderung muß man genau die Befehle der Offiziere befolgen. Auch dort muß man im Rucksack das mitnehmen, was man nötig braucht: Familienbüchlein, Niederlassungsbewilligung, eine Wolldecke, einen guten Mantel, Eßgeschirr, ein Taschenmesser, Verbandzeug, Kleider und Wäsche.

Ganz verboten aber ist es, wenn man allein abwandern wollte wie ein Hand-